Die Uhren des Generals Gomez

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **68 (1927)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1008028

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Uhren des Generals Gomez.

Der alte General Gomez hatte etwas von der Welt gesehen. Er hatte die Karlistenkriege mitgemacht und sich in Amerika mit den Indianern gebalgt. Seine Freunde nannten ihn scherzhaft den Helden zweier Welten. Er selber aber sagte von sich: „Was Furcht ist, weiß ich nicht!“ Und häufiger noch sagte er: „Brüder, ich habe manch einen kalt gemacht, aber meine Hände nach fremdem Gute ausgestreckt, das habe ich nie.“

Gomez war ein Junggeselle, aber ein fröhlicher, der eine heitere Gesellschaft nicht verschmähte. Draußen außer der Puerta del Sol stand ein Landhaus, wo ein Vetter des Generals mit seiner zahlreichen Familie wohnte. Dort brachte Gomez gern seine Abende zu. Da wurde l'Hombre gespielt, geraucht und geplaudert und oft erst zu später Nachtstunde trat Gomez den Heimweg an.

Einst war ein Raubmord in Madrid geschehen: der bildete an der Puerta del Sol das Abendgespräch. Die jungen Leute schwelgten im Gruseln; sie sprachen von einer Räuberbande, die Madrid unsicher mache, von Personen, die spurlos verschwunden seien und von ähnlichen Schauermärchen. Die Aelteren in der Gesellschaft aber meinten, es gebe zwar in Madrid wie in jeder großen Stadt eine gewisse Anzahl von Spitzbuben, die zu allem fähig seien: das Schlimmste, was einem aber gewöhnlich passieren könne, sei doch, einem simplen Taschendieb in die Hände zu fallen.

Der General lachte: „Den Taschendieb möcht' ich sehen, der sich an den alten Gomez wagt!“

„Warum nicht, Onkel?“ widersprach ein Sohn des Hauses. „Ehe du den Diebstahl merkst, ist der Schelm schon weit.“

„Freilich“, meinte ein jüngerer Bruder, „der stößt nur so mit dir auf der Straße zusammen — dann hat er schon dein Geld. Siehst du so!“ Und er glitt affenartig am General vorbei und langte nach seiner Rocktasche.

Die Jüngste der Familie aber, ein herziges Mädchen von zehn Jahren, schlang den Arm um den Hals des alten Soldaten und bat: „Ach, Onkel, du sollst heute nicht mehr nach Hause gehen; es ist so spät: du wirst gewiß angefallen.“

„Anita hat recht“, bestätigte die Mutter; „es ist heute wirklich später geworden als sonst: du solltest bei uns übernachten.“

Gomez schnellte von seinem Stuhle auf. Die Zumutung, daß er aus elender Furcht etwas an seinen Gewohnheiten ändern solle, empörte ihn geradezu. „Laßt mich! ein alter Junggeselle ist doch am liebsten zwischen seinen vier Wänden“, sagte er barsch.

Er warf einen Blick auf die Pendeluhr ob dem Kamin. „Tausend, schon Mitternacht vorbei!“ rief er, und dann ließ er sich nicht mehr halten. Nur der kleinen Anita vertraute er zu ihrer Beruhigung an, daß er einen Revolver bei sich trage. Dann stürmte er hinaus in die finstere Nacht.

Ja freilich, finster war es wie am Tage vor dem Jüngsten Gericht! Und finster blieb es auch, als Gomez die Laubengänge des Parkes verließ und über die Heerstraße schritt. Schwere Wolken, durch die kein Stern flimmerte, hüllten den Himmel ein; der nahe Fluß verriet sich nur durch sein Rauschen, die große Stadt durch einen fahlen Schimmer, der in das schwarze Gewölk aufstieg.

Nach halbstündiger Wanderung hatte er die Stadt erreicht. Aber hier war es kaum besser. Dunkel und totenstill lag die lange, breite Vorstadtstraße. Kein Licht an den Fenstern, kein Wanderer auf dem Bürgersteig. Den alten Gomez beschlich ein eigenes Gefühl, eines, das er weder in den baskischen Gebirgsschluchten, noch auf den Pampas von Südamerika empfunden hatte. Nicht Furcht, ei bewahre! aber doch ein gewisses Unbehagen. Warum hatte man auch beim Vetter so dummes Zeug geschwatzt, statt ein ehrliches Kartenspiel zu machen?

Weit drunten am Ende der Straße brannte eine einzige düstere Straßenlaterne. War es vielleicht noch später an der Zeit, als er geglaubt? Oder wie lange war er

schon gegangen? Er kannte die Entfernung von seines Vetters Landhause bis zu seiner Wohnung doch genau; aber heute schien ihm diese Entfernung auf einmal viel größer.

Jetzt freilich konnte er nicht auf die Uhr sehen; er mußte warten, bis er zur Laterne kam.

Nun hallten plötzlich Schritte durch die Stille der Nacht. Aus einem Seitengäßlein kam eine dunkle Gestalt, ein Mann, in einen Mantel gehüllt. Rasch trat er dem General entgegen und der griff, er wußte selber nicht warum, nach seinem Revolver.

Immer näher kamen sich die zwei späten Wanderer. Als sie sich ganz nahe waren, wollte Gomez ausweichen, der andere auch: sie prallten aneinander.

„Entschuldigen Sie!" bat Gomez.

„Entschuldigen Sie!" sagte der Mann im Mantel.

Und dann ging jeder seines Weges.

Jetzt war Gomez am Ende der Straße angelangt, wo die Laterne brannte; jetzt konnte er endlich sehen, wie viel Uhr es war. Er griff nach seiner Uhr.

Aber er griff und suchte vergebens: die Uhr war weg samt der Kette.

Der Kerl mit dem Mantel hatte ihn also nicht umsonst angerempelt! Das war einmal ein echter Taschendieb! Die machen's gerade so!

„Wart, Hallunke!" Und mit dem Revolver in der Hand sauste Gomez die dunkle Straße zurück.

Ja, ja, der Spitzbube hatte ein schlechtes Gewissen! Er blickte um ... er beschleunigte den Schritt ... Aber das half ihm nichts. Im Nu hatte ihn der Held zweier Welten am Kragen gefaßt und hielt ihm den Revolver vors Gesicht mit dem Rufe: „Die Uhr her — oder ..."

„Gnade! Gnade!" stammelte der zu Tode Erschrockene und lieferte ohne Widerspruch den verlangten Gegenstand aus.

Gleich nachher konnte der über seine energische Selbsthilfe hochbefriedigte Gomez beim Scheine der Straßenlaterne feststellen, daß es fünf Minuten über 1 Uhr sei.

Als er nach Hause kam, wollte er, bevor er schlafen ging, die Uhr ins Uhrkästchen neben seinem Bette legen. Da riß er die Augen weit auf vor Ueberraschung. Das Uhrkästchen war schon besetzt.

Und die es besetzt hielt, war keine andere als die rechtmäßige Inhaberin, die brave alte Uhr, die den General durch zwei Weltteile begleitet hatte.

Verdutzt stierte er auf die Uhr, die er heimgebracht. Sie war der seinen freilich nicht unähnlich, eine Herrenuhr, wie es deren Hunderte gibt, mit Sekundenzeiger und silbernem Deckel.

Er hatte den Mann, dem er sie abgenommen, für einen Wegelagerer gehalten; er konnte überzeugt sein, daß der Unglückliche nicht mit größerer Achtung vor ihm dachte.

Alle Bemühungen des ehrlichen alten Soldaten, den rechtmäßigen Eigentümer der geraubten Uhr aufzufinden, waren fruchtlos. Die Uhr blieb unerbittlich in seinem Besitze.

Gomez wurde infolge dieses Abenteuers ganz kleinlaut. Sein Leibspruch, daß er seine Hand niemals nach fremdem Gute ausgestreckt habe, ließ er seit jener Nacht nie wieder hören.